Geschichtliches vom Weihnachtsfest

Autor(en): **F.V.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 49

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-644733

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

An den steilen Plattenschüssen krabbelt der Nebel dem Grat zu. Groß und bleich steht die Sonne über der Vorderspitze.

Die Platten im Tenn tragen Schneebelag. Dunkle Zackengrätlein stechen scharf ab vom Weiß des Schnees auf den Schichtköpfen. Dahinter — weit, weit — schimmern Schneeberge herüber . . . .

Den Rücken an die Steilwand gelehnt, sonnen wir uns am Fuß des Simelistockes.

Nie wird uns größeres Glück zuteil, als wenn aus ungewissen Traumgebilden die große, herrlich klare Gewißheit erwacht. Erst sträuben wir uns gegen den bloßen Gedanken und zweifeln am guten Gelingen der Fahrt. Wie sich der Frühnebel weich in die Gräte verwebt, so schlingt sich in zagender Wonne ein seltsames Sehnen um uns — ein Suchen und Tasten nach ruhigen Zügen der Schöpfung. Dann saugt das Morgengestein den Hauch von den Bergen und rötet die fliegenden Fahnen am Schneegrat. Befreit entgleiten die bangen Gedanken — zerschellen im jähen Sturze — und aus den Trümmern jauchzt es empor zum sonnenbeschienenen Berg: zur Tat!

Gleich der Einstieg ist schwer. An leidlichen Grifflein schiebt man sich hinaus in die Wand, die jäh, in Ueberhänge abbrechend, über dem Tenn hängt. Mit ganzem Gewicht an der Rechten, die Füße angezogen, und in winzige Tritte verstemmt, hängt man über dem Abgrund — die Linke tastet am bauchigen Wulst von rauhem Kalk . . .

„Heus, komm doch herüber und hilf!"

Wie Fliegen an einer Fensterscheibe kleben wir beide übereinander. Ein frecher Tritt auf den Kopf des Gefährten — die Hand erreicht einen Griff —, schon strampeln die Knie über die Kante . . . ein langer Zug noch . . . oben. Fürwahr, eine wackelige Leiter!

Wieder vereint klemmen wir uns auf einer abschüssigen Platte fest. Jetzt gilt es, um einen riesigen Erker herumzuhangeln, um den Beginn des Risses zu erreichen, der den Aufstieg vermitteln soll. Erst ist gar noch Platz für ein Knie, doch bald schwingt sich der Körper von selber ins Leere, dann tasten die Füße, den Riß zu erhaschen, und oben krallen die Finger sich fester ins glatte Gestein.

Im Riß. — Ei, ei — bist du aber eng! — Gut, daß ich mein Bäuchlein zu Hause gelassen! . . . Da bin ich schon mitten drin und sitze vergnügt in einer schüsselartigen Erweiterung nahe am Grat. Ganz nahe, an der Wand, die ein schwarzer Kamin von unten bis oben zerreist, klebt ein Buntspecht. Der macht sich's aber leicht — hüpft und flattert und kümmert sich den Teufel um Schwere und Lot. So leicht — und wir . . . .

„Du, ich will nach," zerrt es von unten am Seil. „O ja, sicher . . . . entschuldige . . . . los!"

Noch einmal klemmt sich der Riß gar eng in die Platten und wählerisch darf man nicht sein in der Benutzung von Griff und Tritt, denn sie fehlen überhaupt. Noch eine lustige Kannte, dann legt sich die Wand gewährend zurück . . . . im Sturme gewinnen wir den nebelentragenden Gipfel.

Großes — stilles Glück. Wir staunen und schweigen und wahllos taumeln wir, schwelgend im stolzen berauschenden Sange der Berge, brüderlich einig, versöhnt mit allem, was tief unterm Dunsthauch sich birgt, und hoch und heilig zittert in unserer Brust ein Schauer dankbarer Freude empor.

So ward uns der Simelistock.

Aus „Othmar Gurtner, Schlechtwetter-Fahrten", mit gütiger Erlaubnis des Verlages G. A. Bäschlin, Bern, abgedruckt. (Man vergleiche die Buchbesprechung im 2. Blatt.)

Geschichtliches vom Weihnachtsfest.

Weihnachten ist das Fest der Feste. Kein anderes wurzelt so tief in der Volksseele, keines wird so allgemein unter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung gefeiert. Es ist in erster Linie ein Fest der Kinder, das Weihnachtsfest. Und vielleicht gerade deshalb, vermöge auch seiner herzerfreuenden Gebräuche, seiner lieben Ueberraschungen und sinnigen Symbolik verdankt es seine Bedeutung. Die Alten macht es wieder jung. Es frischt Jugenderinnerungen auf. Stets ist uns der helle Lichterglanz etwas Neues. Nie wird das Fest uns banal. Darin liegt seine Kraft. In ihm offenbart sich die ganze Tiefe des Gemütslebens eines Volkes. In ihm konzentrieren sich die edelsten Triebe. Und wie reich ist gerade unser schönes deutsches Weihnachtsfest!

Wie ist das Weihnachtsfest entstanden? Warum feiern wir den Geburtstag des Herrn gerade am 25. Dezember? Das sind interessante Fragen und wir wollen versuchen, sie nachstehend zu beantworten und einiges aus der Geschichte des Weihnachtsfestes in aller Kürze mitzuteilen.

Sicher ist, daß Weihnachten nicht immer am 25. Dezember gefeiert wurde. Die ersten Christen feierten den Epiphaniastag, den 6. Januar, den Dreikönigstag, den Tag der Taufe Jesu. Im Jahre 354 verlegte der Bischof Liberius Jesu Geburtstagsfeier auf den 25. Dezember. Dieser Tag tritt gleichzeitig nach einer römischen Liste der Märtyrerfeste, einer Art Kalender, als Neujahrstag auf. Nicht gelehrte Berechnung war es, die den 25. Dezember als den Geburtstag des Heilandes herausklügelte, sondern kluge Erwägung. Das Christentum hatte im 3. und 4. Jahrhundert immer noch einen harten Kampf mit dem Heidentum zu bestehen. Und dieses feierte gerade um den 25. Dezember seine größten, ausgelassensten Feste, gegen welche das einfache christliche Fest am Epiphaniastage (6. Januar) sich recht bescheiden ausnahm. Indem man nun die Geburtstagsfeier Jesu auf den 25. Dezember verlegte, hoffte man, ihr zu größerer Popularität zu verhelfen. Und darin täuschte man sich nicht. Wir finden ähnliche Vorgänge übrigens noch zu andern Zeiten. Die klugen Glaubensboten ließen dem Volke die fest eingewurzelten Festtage der heidnischen Zeit, die Opfer- und Gelagetage der Götter, namentlich auch in Deutschland, indem sie diese zu Heiligentagen machten. So zum Beispiel der 11. November, der Martinstag, der 30. November, der **Andreastag**, der 6. Dezember, der St. Niklaustag, spielten bei den Germanen eine sehr große Rolle. Es war bei ihrem Uebertritt zum Christentum sehr wichtig, daß man ihnen solche Festtage ließ. Daraus läßt sich auch erklären, daß an diesen Tagen viel heidnischer Aberglauben bis in unsere Tage haften blieb. Und so sehr das Christentum diese heidnischen Bräuche bekämpfte, es vermochte nicht, sie auszurotten, es konnte sie nur veredeln.

Die Weihnachtstage liegen in der Zeit der Wintersonnenwende. Die Sonne hat den kürzesten Tag überwunden. Es geht wieder aufwärts, dem Lichte entgegen. Und wenn man auch noch nicht viel merkt von der Verlängerung der Tage, ein wichtiger Wendepunkt ist doch eingetreten, ein viel bedeutungsvolleres Ereignis als jener Moment im Juni, wo sich die Tage zu kürzen beginnen. Im Vollgenuß der schönen Jahreszeit denkt eben der Mensch nicht an die Tage des Dunkels. Im Dezember aber ist ihm die Sonnenwende ein doppelter Bote des Lichts. Es ist nicht von ungefähr, wenn der Kampf in der Natur, der Kampf des Lichts mit der Finsternis, seinen Reflex in der Kulturgeschichte findet. Nach der ehernen Naturnotwendigkeit muß das strahlende Himmelsgestirn den Sieg davontragen. Deshalb mußten gerade unsere heidnischen Vorfahren mit ihrem Sonnenkultus, die noch viel mehr mit der Natur lebten, veranlaßt werden, ein Lichtfest zu feiern, ein Siegesfest des Lichts. Der 25. Dezember war den Römern der Geburtstag ihres Sonnengottes Natalis invicti (der Unbesiegte). An diesem Tage zündeten sie Lichter und Freudenfeuer an, die jetzt in unsern Kerzenlichtern weiterleben mögen. In diese Dezembertage fiel auch das Fest der Saturnalien. Auch die persische Mithrareligion kannte den 25. Dezember als den Geburtstag des Lichtgottes. Den Aegyptern war der Tag der Kronostag, auch

ein hoher Festtag, den Alexandrinern die Kikallia. Die längste Nacht war bei den nordischen Völkern, Germanen und Alemannen die Mutternacht und auf die Sonnenwende fiel das Julfest (schwedisch Juel, finnisch Juhl, schottisch Jul). Man zündete Feuer und Lichter an, verbrannte den Julblock, dessen Asche zu allerhand Abergläubischem benutzt wurde. Die Götter zogen in den kommenden Zwölfen durch das Land, namentlich Wodan, von dem alles Gedeihen und Gelingen abhing. Wodan selbst ging auf Erden und trat beschenkend auf. Der Neujahrsmutti und der St. Niklaus sind nichts anderes, als die germanische Wodangestalt auf christliche Verhältnisse übertragen. Es war also absolut nicht von ungefähr, wenn zur Zeit der Glaubenskämpfe gebildete Heiden den Christen vorwarfen, sie feierten ja selbst die Feste der Heiden.

Freilich bemühten sich die christlichen Bischöfe, diesen Eindruck zu verwischen und die Verschiebung auch theologisch zu rechtfertigen. Sie führten aus, Gott habe die Welt am 25. März, im Frühling, geschaffen. Denn es heiße, Gott habe Licht und Finsternis geteilt. Also sei damals Tag- und Nachtgleiche gewesen. Im Frühling sprosse ja das Gras. Aber zur gleichen Zeit nun müsse die Verkündung der neuen Heilzeit in Jesu erfolgt sein, neun Monate später, also am 25. Dezember, die Geburt. Man stützte sich auch auf den Satz Matth. 4, 1.: „Aufgehen wird auch die Sonne der Gerechtigkeit . . .“ Dem Bibelspruch entsprechend „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“, setzte man den Geburtstag Johannis des Täufers auf den 24. Juni. Dem Volke mochten diese theologischen Spitzfindigkeiten einleuchtend erscheinen. Spätere Päpste setzten sogar den Jahresanfang auf den 25. Dezember, drangen aber damit nicht durch, obschon die Kurie bis ins 17. Jahrhundert daran festhielt.

Der Name „Weihnacht“ taucht erst ziemlich spät auf. Die Geburtstagsfeier Jesu war anfänglich eine reine kirchliche Feier, während unser Weihnachtsfest jetzt mehr den Charakter einer innigen Familienfeier hat. Bis ins spätere Mittelalter wurden in den Kirchen Weihnachtsspiele aufgeführt, die Geburt Jesu darin theatermäßig dargestellt. Die Spiele arteten aber aus. Im Mittelalter liest man häufig die Bezeichnung „ze wihnachten“. Damit meinte man offenbar eine Reihe von Festtagen, und das schließt wiederum an den germanischen Wunderglauben an jene Nächte zu Ende Dezember an. Die heiligen zwölf Nächte beginnen mit Weihnachten und enden mit dem 6. Januar, dem heiligen Dreikönigstag. Zahlreich haften abergläubische Ueberlieferungen an den Zwölfen. Unsere Ahnen, die Alemannen, glaubten, da könne das Vieh reden. Sie verwendeten die Asche des heiligen Julblocks zum Segnen des Viehs, der Felder, glaubten, sie schütze vor Krankheiten und Gewitter. Der Glaube lebt fort, neben jenen Bräuchen des Bleigießens, des Erfragens des Schicksals über den Zukünftigen oder die Zukünftige, der Vordeutung der künftigen Witterung aus dem Wetter der Weihnachtszeit ꝛc.

Und nun die heutigen Bräuche zu Weihnachten: Weihnachtsbaum, Christkindchen, Kerzenlicht, Kinderbescherung, Samichlaus ꝛc. Alle sind erst jüngern Datums. Und doch knüpfen sie wieder an alte Sitten und Vorstellungen. In den Tagen der Wintersonnenwende ging nach germanischem Glauben Wodan in Menschengestalt über Erde, um da und dort bescherend aufzutreten, wie weiter oben bereits erwähnt. Wir finden verkleidete Gestalten, Götter darstellend. Und eine der Gestalten war der „Mutti“. Sicher sollte damit Wodan selber dargestellt werden. Der „Mutti“ ist als „Neujahrmutti“, „Samichlaus“, Knecht Rupprecht, „Hanstrapp“, „Klapperbock“, St. Niklaus geblieben, tritt immer noch beschenkend auf. Sicher steht unsere jetzige Beschenkung zu Weihnachten mit den altgermanischen Gepflogenheiten in Verbindung. Die Beschenkung war nachgewiesenermaßen schon frühe im Mittelalter üblich. So fragt Luther sein Töchterchen Lenchen, was es sich zum heiligen Christ wünsche. Um 1605 wurden in Straßburg die Knaben, die ihre Gedichte und Verse gut aufsagen konnten, zu Weihnachten beschenkt, die Mädchen zu Neujahr.

Die immergrünen Bäume, deren Kraft auch der strengste Winter nicht zu brechen vermag, besaßen nach den Anschauungen unserer heidnischen Vorfahren eine gewisse Wunderkraft. Um den 25. Dezember steckten sie deshalb solche Bäume, Wachholder, Kiefern, Fichten, Tannen, Stechpalmen und Misteln, unters Dach, um das Haus zu schützen, steckten sie um den Brunnen, um das Trinkwasser zu segnen. Mit Gerten und immergrünen Bäumen vertrieben sie Krankheiten, weshalb „Mutti“ reichlich solche Rutenschläge verabfolgte (die „Rute“ des Samichlaus!). Ob unser Christbaum aus diesem heidnischen Kult mit den immergrünen Bäumen entstand? Es darf mit Sicherheit vermutet werden. Soviel ist sicher, daß der Weihnachtsbaum deutschen Ursprungs ist, und zwar stammt er aus dem Elsaß. Luther kannte ihn noch nicht und jene Bilder, die ihn und seine Familie unter dem Weihnachtsbaum darstellen, sind irreführend. Eine Straßburgerchronik aus dem Jahre 1605 erwähnt zum erstenmal einen Christbaum. Sie schreibt: „Auff Weihenachten richtett man Dannenbäume zu Straßburg in den Stuben auff; daran hencket man rossen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker ꝛc. Man pflegt darum ein viereckent ramen zu machen . . .“ Andere elsässische Urkunden aus den Jahren 1521, 1546 und 1555 tun der Weihnachtsbäume zwar auch Erwähnung, in der Hauptsache dadurch, daß sie das Hauen der Tannlein verbieten, geben aber keine nähere Beschreibung. Im Jahre 1640 trat der Pfarrer J. C. Dannhauer gegen den Christbaum auf, da er von der wahren christlichen Weihnachtsfeier ablenke. Offenbar begann das Weihnachtsfest in dieser Zeit ein echtes Familienfest zu werden. Die Lichter am Baum tauchen zwar erst 1737 zum erstenmal auf. 1785 schrieb eine Baronin von Oberkirch aus dem Elsaß: „On prépare dans chaque maison le Tannenbaum (le sapin), couvert de bougies et de bonbons, avec une grande illumination“. Dazu kommt auch Christkindchen mit Knecht Rupprecht. Aber erst im 18. Jahrhundert und im 19. verbreitete sich die Sitte des Weihnachtsbaumerrichtens über Deutschland und kam erst ziemlich spät in die Schweiz. Hier wurde der Baum vielerorts zu Neujahr angezündet und nicht das Christkind brachte ihn, sondern Knecht Rupprecht, „Samichlaus“. Um 1820 wurde der Christbaum an die Decke gehängt. In erster Linie waren es die protestantischen Gegenden, in welchen sich der geschmückte Tannenbaum einbürgerte. Der katholischen Kirche blieb er lange fremd. Nach Frankreich kam er 1870 durch die deutschen Soldaten. Eine hochinteressante Reisebeschreibung wollen wir noch erwähnen, in welcher 1556 ein italienischer Edelmann von einem buddhistischen Brauch aus Kalkutta berichtet, wo man schon damals am 25. Dezember Bäume mit Lichtern und Ampeln schmückte. Um 1400 war es in Böhmen Sitte, am Weichhnachtsabend mit Lichtern geschmückte Birkenzweige in die Zimmer zu stellen. Unsere heidnischen Väter zündeten in der Weihnachtszeit Feuer an, wir entzünden Kerzen. Im Grunde ist es dasselbe. In den dunkelsten Tagen erfreut das strahlende Licht doppelt. Das Christkindchen endlich scheint aus Frankreich zu stammen. Bei den großen kirchlichen Weihnachtsfeiern wurde hier Jungfrau Maria durch ein weißgekleidetes Mädchen dargestellt. In der Schweiz taucht das Christkind sehr spät auf. Noch in den siebenziger Jahren des letzten Jahrhunderts wußte man wenig von ihm.

So hat sich unser Weihnachtsfest nach und nach zu dem entwickelt, was es jetzt ist. Wie ein lichter Himmelsgast kommt es alljährlich zu uns und verbreitet Licht und Freude in der ärmsten Stube.

F. V.

Nachdruck aller Beiträge verboten.